

(Nachdruck verboten.)

41]

Madame d'Ora.

Roman von Johannes B. Jensen.

(Schluß.)

Sie standen dicht nebeneinander mit vorgestreckten Gesichtern und sahen sich in die Augen.

„Ich fürchte sehr, Illinois und Iowa werden nicht über Sandy Hook hinauskommen, ehe etwas an der Maschinerie in Unordnung gerät, dank dem blühenden Schwindel in diesem Lande,“ entgegnete Mason schlägelfertig. „Sprecht nicht von Landen im alten England, Ihr, die Ihr für eine Küstenstrecke von tausend Meilen nur zwei Ballerbüchsen habt!“

„Sch... mir was,“ sagte Giggs. „Wir schlagen Euch nach jeder Richtung hin. Wir haben Euch geschlagen! Wir haben Euren Handel und Eure Industrie vernichtet. Wir amerikanisieren die ganze Welt! Geht nach Hause und legt Euch in das alte fettige Alkovenbett, das dies England ist, geht nach Hause und verfault in Londons giftigen Kloaken und verbeißt keinen Gestank hier in dem reichlichen Amerika!“

„Ich will Euch zum Trocknen auf der Brooklyner Brücke hängen sehen,“ sagte Mason. „Ihr Prahlanse, die Ihr nicht einmal trocken hinter den Ohren seid, wenn Ihr alte Männer seid.“

„Geht nach Hause und stirb als galoppierendes Mitglied einer Bibelgesellschaft!“ sagte Giggs und schwang den Revolver in der Luft.

Mason schrie und fuhr mit der Hand in die hintere Tasche, um den feinen herauszuholen. Giggs aber setzte ihm den Lauf auf die Stirn.

„Her mit den Händen, infamer Kerl!“ heulte er.

„Sie haben die Gewalt über mich,“ sagte Mason plötzlich ganz ruhig und streckte die Hände aus. „Gut, Herr Giggs. Wollen Sie dann nicht wenigstens die Güte haben, mir zu sagen, was Sie von meinem Gefangenen wollen?“

„Von Ihrem Gefangenen? Welches Unrecht haben Sie auf ihn?“

„Er hat sich vor einem Augenblick zu einem unter englischer Gerichtsbarkeit begangenen Mord bekant.“

„Das ist mir ganz einerlei. Er hat vor drei oder vier Stunden einen empörenden Mord auf amerikanischem Grund und Boden begangen! Er ist in meiner Gewalt!“

„Wie beliebt?“

Giggs nickte, so daß seine Zähne zusammenschlugen.

Mason sperrte die Augen auf.

„Das muß ich sagen! Ein Mord vor drei oder vier Stunden! Wo? In wem? Das ist doch unmöglich! Hall?“

Giggs trat an Hall heran, der sich auf den Stuhl gesetzt hatte und, von den beiden großen Schutzleuten bewacht, dasaß.

„Ihr Automobil ist umgestürzt draußen am Strande von Long Island gefunden worden. Darunter lag die Leiche der Sängerin Madame d'Ora, durchs Herz geschossen. Sie haben das getan.“

„Ja,“ antwortete Hall.

„Legt ihm die Handeisen an!“ befahl Giggs.

Da entfuhr Mason ein Klagegelaute. Er stand da, eine Verkörperung aufrichtigen Kummers und tiefer Verzweiflung.

„Hall, Hall!“ sagte er kopfschüttelnd. „Wären wir doch nur sofort abgereist! Wir hätten nach Boston fahren und uns dort versteckt halten können, bis wir uns einen Dampfer gesichert hätten. Warum haben Sie mir das denn nicht erzählt? War das fair von Ihnen? Ich habe die Arbeit eines halben Jahres umsonst getan.“

„Sie sind des „Stuhles“ sicher,“ sagte Giggs münter zu Hall.

Hall lächelte, glühend von dem genossenen Spiritus.

„Meinen Sie, daß ich auf dem elektrischen Stuhl hingerichtet werde?“

„Bei Gott, das werden Sie. Falls Sie nicht verrückt sind oder Protektion haben. Ja, Sie werden auf dem Schlummerstuhl festgemacht werden, und dann wird man Sie mit einem Strom von zweitausend Pferdekraften durch das Rückgrat herunterkugeln.“

„Ich habe selber die Berechnungen für „den Stuhl“ ge-

macht,“ sagte Hall und ließ lächelnd alle seine Zähne sehen. „Das ist doch amüsant.“

„Herr Giggs,“ sagte Mason fast niedergeschlagen, „ich übergebe Ihnen den Gefangenen. Ich kann ihn ja nicht behalten. Ein halbes Jahr Arbeit verloren, gerade als ich am Ziel stand. Sehr fatal!“

„Ja, Sie tun mir wirklich Leid,“ sagte Giggs.

Mason trat an Hall heran und legte die Hand auf seine gefesselte Rechte.

„Leben Sie wohl,“ sagte er wirklich bewegt. „Ich hätte nicht gedacht, daß es so kommen würde. Es — es tut mir Leid, mich von Ihnen trennen zu müssen, Hall. Ich konnte Sie so gut leiden! Abgesehen von Ihren blutigen Taten, gefielen Sie mir recht gut. Ich habe nicht in unseiner Weise nach Ihren Motiven geforscht, nicht wahr? Ich glaube, Sie sind ein unglücklicher Mann. Es muß sonderbar in Ihnen aussehen. Mein Gott, Sie haben also die unglückliche Madame d'Ora erschossen, Ihre gute Freundin! Hall, warum lieben Sie sie nicht leben? Was hatten Sie gegen sie?“

„Sie war meine Frau,“ sagte Hall und lachte schluchzend. „Verzeihen Sie den Wis.“

Giggs und Mason sahen sich an.

„War Madame d'Ora Ihre Frau?“ fragte Mason vorständig. „Waren Sie getraut?“

„Wir haben uns vor zehn Jahren verheiratet,“ murmelte Hall. Sein Kopf sank auf die Brust herab, „darf ich ein wenig schlafen?“

„Die Sache ist von großer Bedeutung,“ sagte Giggs.

„Nein, Herr Hall, Sie dürfen nicht schlafen. Sie müssen warten, bis wir Sie hinter Schloß und Riegel gesetzt haben.“

Mason und Giggs sahen sich mit bedeutungsvollem Kopfschütteln an.

Es schellte. Mason dämpfte unwillkürlich die Schritte, als er hinging und öffnete. Draußen standen Frau Mc. Carthy und Mirjam, zwei zitternde Gestalten. Ohne ein Wort zu sagen, schlüpfte Mirjam an Mason vorüber, ins Laboratorium hinein. Sie sah Hall und warf sich vor ihm nieder, umfaßte seine Knie.

„Verzeihung!“ jammerte sie. „Edmund Hall! Verzeihung!“

Nachwort.

Edmund Hall stirbt, wie sich vielleicht mancher noch erinnern wird, vor ein paar Monaten. Er war eines der Opfer jener fatalen Grünspanvergiftung im Zuchthaus, die alle Zeitungen einmütig beklagten. Nur dem ungewöhnlichen Gedächtnis eines Journalisten ist es zu verdanken, daß Edmund Halls Name unter den vielen Namen der anderen Gefangenen, die mit ihm zugleich umkamen, aus der Totenliste hervorgezogen wurde. Das tragische und nie ganz aufgeklärte Ereignis, das den einstmaligen so berühmten Gelehrten ins Gefängnis brachte, war hier in Manhattan schon so gut wie vergessen.

Unter den biologischen Bruchstücken und Anekdoten, die in Anlaß des Todesfalles in den Zeitungen standen, befanden sich auch einige kleine Bünde von dem Mörder, die der oben erwähnte Reporter zufällig von einem Gefängniswächter erfahren hatte. Es ging daraus hervor, daß Edmund Hall ein braver, ordentlicher Gefangener gewesen war, pflichtgetreu bei seiner Arbeit und reinlich in seiner ganzen Aufführung. Das Verbrecheralbum zeigte die bekannte Physiognomie, nur ein wenig dadurch verändert, daß der hohe, fünfsidige Schädel auf Sträflingsart kurz geschoren war, so daß der Kopf einer Spitzgranate glich. Hall gewöhnte sich auffallend schnell an die Gefängnisdisziplin, er machte seine täglichen Spaziergänge auf dem Hofe, die Hände auf den Schultern des Vordermannes, die des Hintermannes wieder auf seinen eigenen, als sei er nie etwas anderes als ein Glied in einer solchen Prozession gewesen. Er war von Charakter ein gehorsamer Mensch, murkte nie über sein Essen, war stets höflich. Das Verschwerliche war, daß man Tag und Nacht, ununterbrochen, sorgfältig acht geben mußte, daß er sich nicht das Leben nahm. Er hatte fünf oder sechs Selbstmordversuche gemacht; und wenn er einen einzigen Augenblick nicht bewacht gewesen wäre, würde er versucht haben, den Kopf gegen die Wand zu rennen

oder sich mit seinen eigenen Händen zu erdrosseln. Im übrigen war er keineswegs schwermütig, er war im Gegenteile heiter und sah niemand scheel an. Er sprach nicht viel. Er liebte seine Zelle, und es konnte zuweilen schwer sein, ihn des Morgens zu wecken; er schlief, sobald sich Gelegenheit dazu fand. Es war eigentümlich zu sehen, wieviel er aus seinen paar Gebrauchsgegenständen machte, er verwahrte seinen Haarann wie eine kostbare Sache und schien seinen Besen, seine Matrahe, den Fußboden wie auch die Wände förmlich lieb zu haben; er konnte mit ein paar Sandkörnern in der Hand dastehen und wunderbarlich mit dem Kopfe schütteln. Namentlich aber mußte es jedem Menschen zu Herzen gehen, wenn er ihn mit seinen halbblinden Augen zu dem Streifen Himmel aufblicken sah, der ihm geblieben war, er lächelte dann gleichsam, ohne daß man doch eigentlich sagen konnte, was er dachte. Aus dem Gefängnis heraussehen tat er sich keineswegs, er war wohl im Grunde glücklich; im allgemeinen kann man sagen, daß er seine Strafe in bestem Wohlsein verbüßte. Er alterte ja sichtlich. Als er zugleich mit den anderen infolge dieses Unglücks mit den kupfernen Kesseln erkrankte, klagte er nicht viel; er war ein rücksichtsvoller Mann, und es konnte ja niemand etwas dafür, wenn auch der Koch seinen Abschied bekam. Hall lachte so recht herzlich und vergnügt, als er starb.

Ich habe alles, was ich konnte, über Edmund Hall und die unglückliche Leontine d'Ora gesammelt. Eine wichtige Quelle zu Halls Charakteristik besah ich natürlich in seinen Schriften, namentlich in seinen anthropologischen Abhandlungen, die übrigens bekannter in Europa als in den Vereinigten Staaten sind. Daneben schulde ich Herrn Thomas M. Mason, London, der über ein großes und wertvolles Material zur Aufklärung von Halls innerer Geschichte verfügte, großen Dank. In bezug auf Madame d'Ora bin ich namentlich Herrn Ralph Winnifield Lee zu Dank verpflichtet; er kannte die große Künstlerin in ihrer letzten Lebenszeit und nahm persönlich teil an den Ereignissen, die ihren Tod verursachten. Herr Lee sieht sich nicht imstande, den innersten Zusammenhang der Katastrophe zu erklären, obwohl er Augenzeuge war; ich bin indessen Herrn Lee sehr dankbar für die Bereitwilligkeit, mit der er mir geholfen hat, die hervorragende Persönlichkeit der verstorbenen Diva zu beleuchten.

Von den in meinem Bericht vorkommenden Nebenpersonen gilt dasselbe: ich habe keine ergründenden Aufklärungen schaffen können; ich habe sie mehr oder weniger deutlich kommen und verschwinden lassen müssen, ungefähr auf dieselbe Weise, wie Leute in dem öffentlichen Bewußtsein kommen und gehen. Eine genaue Geschichtschreibung hat dies Buch also nicht werden können.

New-York 1903. Johannes B. Jensen.

Die Ruhe am Himmel.

Von Dr. G. Gerstmann.

Wenn der von den Stürmen des Lebens gequälte und ermüdete Mensch zum sternbesäten Firmament emporblickt, dann überkommt ihn Ruhe und Frieden angesichts der ebernen Ruhe, die ihm von dort entgegenblickt. Aber wie trügerisch ist dieser Anblick! Denn nichts weniger als Ruhe ist es, was in der Sternwelt herrscht, auch dort findet rastlose, unaufhörliche Bewegung statt, und nur die große Entfernung, die uns von jener Welt trennt, ermöglicht den trügerischen Schein.

Schon eine einfache Ueberlegung zeigt, daß uns das Sternengezeir nicht in jeder Nacht denselben Anblick darbieten kann. Unsere Erde befindet sich heute um die halbe Bahn, die sie um die Sonne beschreibt, von dem Punkt entfernt, auf dem sie vor einem halben Jahre stand. Die geradlinige Entfernung dieser beiden Punkte von einander, des Standpunktes von heute von dem Standpunkte vor einem halben Jahre, beträgt etwa 40 Millionen Meilen. Wenn wir nun aus einem zweifenstrigen Zimmer einen auf der anderen Seite der Straße senkrecht von der Mitte zwischen unseren beiden Fenstern befindlichen Gegenstand zweimal betrachten: einmal vom einen Fenster aus, das andere Mal vom zweiten Fenster, so müssen wir einmal nach links blicken, das zweite Mal nach rechts, also in zwei für uns deutlich von einander verschiedenen Richtungen. Ebenso müssen wir, wenn wir einen auf der Mitte der großen Achse der Erdbahn senkrecht stehenden Stern vor einem halben Jahre ansehen und dann wieder heute betrachten, unseren Blick in verschiedene Richtungen wenden. Aber trotzdem die Entfernung zwischen den beiden Fenstern nur wenige Meter beträgt, die Entfernung zwischen den beiden Punkten, von denen wir den Stern ansehen, aber 40 Millionen Meilen, ist die Verschiedenheit der beiden Blickrichtungen in letzterem Falle bei weitem nicht so groß und nicht so einfach festzustellen, wie die von den beiden Fenstern.

Das kommt daher, daß die Entfernung der Erde von dem betrachteten Stern so gewaltig ist, daß im Vergleich dazu die Masse der Sonnenbahn verschwindet, unendlich klein ist. Wenn wir uns am Ende einer großen Straße aufstellen und einen am anderen Ende der Straße angebrachten Stenadelskopf einmal vom einen Trottoir aus betrachten, das zweite Mal vom anderen Trottoir aus, so werden wir wohl auch nach zwei verschiedenen Richtungen blicken müssen, aber der Unterschied zwischen beiden Blickrichtungen ist so gering, daß wir ihn nicht bemerken, sondern beide Male in derselben Richtung zu blicken glauben. Ebenso verhält es sich mit dem Anblick des Sterns heute und vor einem halben Jahre. Einer der wichtigsten Einwände gegen die Kopernikanische Lehre, daß die Erde sich um die Sonne dreht, bestand in der Tat darin, daß man keinen Unterschied in der Blickrichtung nach einem Stern nach Verlauf eines halben Jahres entdecken konnte, trotzdem doch ein solcher Unterschied bestehen mußte. Man mußte damals noch nicht, wie weit die Sterne von uns entfernt sind, glaubte vielmehr, mit den damaligen schwach vergrößernden Fernrohren müsse man den Blickunterschied, wenn er faktisch bestände, gewahr werden. Erst in der allerjüngsten Zeit hat die sehr verbesserte Technik Fernrohre von solcher Vergrößerungsstärke konstruiert, daß man den Richtungsunterschied erkennen und bemessen kann, die geringe Größe des Richtungswinkels, den man dabei feststellte, hat wiederum gelehrt, daß die Sterne von uns so weit entfernt sind, daß man sich davon keine Vorstellung machen kann, trotzdem man mittels scharfsinniger Berechnungen Zahlenangaben für diese Entfernungen beschaffen konnte.

Hier haben wir also schon einen Beweis dafür, daß uns der Sternenhimmel nicht in jeder Nacht das gleiche Bild sendet, wenn wir auch die Bildverschiedenheiten nicht merken. Dieser Unterschied rührt aber von der Bewegung der Erde her, er würde auch vorhanden sein, wenn die Sterne selbst sich in ewiger starrer Ruhe befänden. Aber auch das ist nicht der Fall. Zunächst wissen wir, daß wie der Mond, dessen veränderte Stellung allein wir ohne weiteres erkennen, auch die Planeten große Ortsveränderungen erfahren, und noch größere die Kometen. Aber die Zahl der Planeten ist sehr gering, Kometen erscheinen gar selten, und beide sind an Zahl nicht zu vergleichen mit den Fixsternen, und von diesen glaubte man lange Zeit, daß sie stets an derselben Stelle stehen und deswegen eben gab man ihnen ihren Namen, denn Fixstern oder stella fixa bedeutet einen (an seinem Ort) angehefteten Stern. Nun gibt es aber eine große Anzahl von Doppelsternen; diese drehen sich um einander. Man kennt das Spiel, bei dem zwei Kinder einander an beiden Händen fassen, die rechten Hände beider sind in einander gelegt und ebenso beider linke Hände, so daß die Arme gekreuzt sind, und in dieser Weise festgehalten, drehen sich beide Kinder um einander. In ähnlicher Weise drehen sich Doppelsterne um einander, nur daß sie nicht körperlich mit einander verbunden sind, sondern durch ihre gegenseitige Anziehungskraft. Bei der großen Entfernung der Doppelsterne von uns hätte man auch diese Doppelrotation nicht ohne weiteres erkennen können, man hatte vielmehr beide Sterne nur für einen einzigen gehalten. Aber in vielen Fällen leuchtet der eine Stern des Paares sehr kräftig, der andere sehr schwach; wenn nun bei der Doppelrotation der erstere uns näher ist, leuchtet das Gebilde stark, wenn der dunkle sich vor den hellen stellt, wird dieser verdeckt und wir sehen dort nur das schwache Licht des zweiten Sterns. Oder der eine Stern leuchtet mit rötlichem Licht, der zweite mit bläulichen. Wenn dann der erste uns zugewandt ist, sehen wir einen roten Stern, kommt der zweite vor jenen, so sehen wir einen blauen Stern, und aus solchen Licht- und Farbenverschiedenheiten erkannte man die wahre Natur der Doppelsterne, und aus der Zeit, die zwischen zwei Lichtveränderungen oder zwei Farbenveränderungen vergeht, konnte man bestimmen, in welcher Zeit sie sich um einander drehen.

Jedoch auch die sehr vielen einfachen Fixsterne — sie sind nämlich viel zahlreicher, als die Doppelsterne — tragen ihren Namen mit Unrecht, sie bewegen sich nämlich geradlinig vorwärts, oder vielmehr auch in gekrümmten, aber so langgestreckten Bahnen, daß sie uns auch bei den modernsten Fernrohren, die uns ihre Bewegung überhaupt offenbaren, sich in geradlinigen Bahnen zu bewegen scheinen. Wenn ein Mensch sich direkt vor uns um einen Meter seitwärts bewegt, so bemerken wir das deutlich; wenn aber jemand auf freiem Felde einen Kilometer von uns entfernt, sich um einen Meter seitwärts bewegt, so werden wir diese Bewegung nicht merken, es wird uns vielmehr so vorkommen, als ob der Betreffende ruhig an seinem Ort geblieben wäre. Nun bemessen wir aber die Entfernung der Fixsterne von uns nicht nach Kilometern, sondern nach Lichtjahren, d. h. nach Strecken, die das Licht in einem Jahre zurücklegt. Das Licht legt in einer Sekunde 40 000 Meilen zurück, eine Größe, die wir uns überhaupt nicht mehr vorstellen können; in einer Minute legt es also $60 \times 40\,000 = 2\,400\,000$ Meilen zurück, in einer Stunde 60mal soviel, d. h. 144 000 000 Meilen, in einem Tage das vierundzwanzigfache, also 3 456 000 000 Meilen, und in einem Jahre 86mal soviel oder 126 140 000 000 Meilen, und viele Sterne sind Hunderte von Lichtjahren von uns entfernt, d. h. das mehrere Hundertfache jener riesigen Zahl von Meilen. Da kann es freilich nicht überraschen, daß wir nur mit den scharfsten Fernrohren und erst wenn eine längere Zeit verfloßen ist, bemerken, daß der Stern einen Ort einnimmt, der sich nur ganz wenig von derjenigen Stelle unterscheidet, an der er sich vor langer Zeit befand. Dabei ergaben die Berechnungen der Astronomen,

daß, um diese scheinbar so geringen Ortsveränderungen zu vollziehen, die Sterne sich mit großer Geschwindigkeit bewegen müßten; in der That gibt es Sterne, die in einer Sekunde viel mehr als hundert Kilometer zurücklegen.

Die Sterne bewegen sich in sehr verschiedenen Richtungen. Solche, die an uns vorbeigehen, können wir also mittels des Fernrohrs als bewegte erkennen; bei denen aber, die gerade auf uns zukommen, oder die sich gerade von uns entfernen, können wir die Bewegung auf diese Art nicht nachweisen. Denn dann wird uns der Stern stets am selben Punkt des Himmels erscheinen, und bei der großen Entfernung können sich die Fixsterne uns sehr nähern oder sehr von uns entfernen, wir sehen sie dennoch nicht größer oder kleiner, sondern immer nur als leuchtende Punkte. Aber hier hat eine der glänzendsten Methoden, eine ungemein geistreiche Ueberlegung die Schwierigkeit der Natur befreit. Wenn wir an einer Straßenbahnhaltestelle eine Zeitlang stehen, werden die Wagen einer bestimmten Linie in gewissen Pausen, jagen wir immer nach fünf Minuten, an der Haltestelle vorbeifahren, und zwar gleichmäßig nach beiden Richtungen hin. Wenn aber eben ein Wagen dort vorbeigekommen ist, und wir gehen dem nächsten entgegen, so treffen wir ihn früher, als nach fünf Minuten; denn nach fünf Minuten wäre er an der Haltestelle, wir treffen ihn aber einige hundert Meter vor der Haltestelle, von dort muß er noch eine Minute fahren, um zur Haltestelle zu kommen, wir treffen den Wagen also nicht fünf, sondern schon vier Minuten, nachdem wir den vorigen getroffen haben; gehen wir mit derselben Geschwindigkeit weiter, so treffen wir den nächsten Wagen weitere vier Minuten nach dem vorigen, und so begegnen uns wegen unserer Bewegung die Wagen in Pausen von vier Minuten; wenn wir schneller gehen, werden uns die Wagen sogar in Pausen von je drei Minuten begegnen. Umgekehrt treffen uns die Wagen, die in derselben Richtung fahren, in der wir gehen, in größeren Zwischenräumen, denn nach fünf Minuten treffen sie immer an der Haltestelle ein. Da wir vorausgegangen sind, muß der Wagen aber uns noch ein Stück nachfahren, so trifft er uns also immer erst nach sechs, oder wenn wir schneller gehen, nach sieben Minuten. Wie hier mit den Straßenbahnwagen, geht es uns mit jeder periodischen Erscheinung (das sind ja auch die Straßenbahnwagen). Wenn wir uns ihnen nähern, erscheinen sie uns häufiger, wenn wir uns von ihnen entfernen, seltener; und zwar um so häufiger oder um so seltener, je schneller wir uns ihnen nähern oder uns von ihnen entfernen, respektive je langsamer dies geschieht. Eine solche periodische Erscheinung ist nun jedes Licht, also auch das Licht der Fixsterne. Wenn wir das Licht durch ein Prisma fallen lassen, so wird es in die bekannte Regenbogenreihe zerlegt, beim roten Licht macht der Lichtäther 400 Billionen Schwingungen in der Sekunde, beim gelben, grünen, blauen immer etwas mehr, und beim violetten 800 Billionen. Kommt uns nun ein Stern entgegen, so treffen die Schwingungen des Lichtäthers viel häufiger unser Auge, das rote Licht wird uns gelb erscheinen, das gelbe grün, und so weiter; oder wenn die Bewegung noch schneller ist, erscheint das rote Licht grün, das gelbe blau, und so weiter. Geht der Strom von uns weg, so kommen die Aetherschwingungen seltener an unser Auge, das wirkliche grüne Licht erscheint uns gelb, das gelbe rot und so fort. Aber damit wäre noch nichts gewonnen; wir würden immer noch die ganze Regenbogenfarbenreihe erkennen, nur sehen wir jede Farbe anders, als wir sie sehen würden, wenn der Stern stillstände. Aber mittels des Fernrohrs sehen wir in dem Regenbogenband eine Anzahl schwarzer Linien; sie entsprechen solchen Stellen, an denen gar kein Licht ist, d. h. an denen keine Aetherschwingung stattfindet. Wenn nun keine Aetherschwingung stattfindet, kann sie auch nicht durch Näherkommen häufiger werden, oder durch Entfernen seltener, denn es ist eben nichts da, was häufiger oder seltener werden könnte. Diese dunklen Linien werden uns also auch bei der Bewegung des Sterns unverändert da erscheinen, wo sie wirklich sind. Wenn wir nun eine solche dunkle Linie genau kennen und wissen, daß sie im gelben Licht liegt, wir sehen aber in dem Regenbogenbande des Sterns diese Linie in dem Licht, das uns grün erscheint, so wissen wir sofort, daß das, was uns grün erscheint, eigentlich gelb ist, und daß es uns nur grün vorkommt, weil der Stern sich auf uns zubewegt. Sehen wir diese Linie im roten Licht, so wissen wir, daß das, was uns rot erscheint, eigentlich gelb ist, also der Stern sich von uns fortbewegt; erscheint uns die Linie im Blau, so wissen wir, daß der Stern sich schneller auf uns zubewegt, als wenn wir sie im grünen Lichte sehen. Mit dieser sinnreichen Methode kann man also genau bestimmen, ob ein Stern gerade auf uns zukommt oder sich gerade von uns entfernt, und mit welcher Geschwindigkeit dies geschieht; auch hierbei kommen Geschwindigkeiten von mehr als hundert Kilometern in der Sekunde vor. Und so erkennt der unruhig, rastlos strebende und forschende Mensch: auch am Himmel gibt es keine Ruhe!

Kleines feuilleton.

Rettung Schiffbrüchiger. Wenn man sich mit schönen Lehrbüchern oder Abhandlungen über Rettungswesen zur See beschäftigt, so kommt man fast zu der Ueberzeugung, daß die Er-rungenschaften auf diesem Gebiete großartig wären, daß die technischen Hilfsmittel vollauf genügen, um jeden Unglücksfall, jeden Verlust an Menschenleben unmöglich zu machen. Daß dies ein ganz gewaltiger Trugschluß ist, zeigt uns wieder die jüngste

Schiffskatastrophe. Gegenüber den tobenden Elementen ist unser Wollen absolut ohnmächtig, und auch die bestausgeklügeltsten Rettungsmittel und -Vorrichtungen verjagen, wenn solche Unglücksfälle unvorhergesehen hereinbrechen. Auf der anderen Seite kann man aber, wenn man sich mit dem Rettungswesen, mit den teilweise unstreitig guten Vorrichtungen beschäftigt, erst einen Begriff von der unheimlichen Gewalt der Elemente bekommen. Die Unglücksfälle auf hoher See sind verhältnismäßig selten, erst das Passieren von Landengen oder das Gewinnen der Küste zur Daffereinfahrt birgt die Schiffe die größten Gefahren, indem die vom Sturm gepreßten Wellen das Schiff wie ein Spielzeug auf Sandbänke treiben oder an Felsenvorsprüngen zerschellen.

Zwads Herstellung einer Verbindung mit dem Lande wird auf Strand geratenen Schiffen mittels verschiedener Einrichtungen zuerst ein Seil zuzuwerfen versucht. Es geschieht dies mittels Gewehren, Kanonen oder Raketenapparaten. Der Vorgang selbst ist nicht schwer einzusehen; bei allen hier in Frage kommenden Vorrichtungen drehen sich die Bemühungen um die Befestigung des Seiles am Geschöß. Die letzte bekannt gewordene Anordnung verwendet eine teilweise in das Geschößrohr hineinragende Muffe, an welcher außen das Seil befestigt wird. Die Öffnung ist tonisch ausgebildet, so daß beim Abschießen das Geschöß sich teilweise in diese Öffnung einzwängt und im weiteren Lauf die ganze Muffe mitnimmt.

Im Gegensatz zu diesen Einrichtungen, welche die Herstellung einer Verbindung vom Lande aus gestalten, gibt es auch solche, welche vom Schiff aus in Tätigkeit gesetzt werden. So bedient man sich des Luftballons, um ein Seil an Land zu tragen, schließlich auch des Drachens. Bei dem letzteren hat man jedoch anfänglich mit dem Uebelstand zu kämpfen gehabt, daß es häufig nicht gelang, ihn an der geeigneten Stelle zum Niedergehen zu bringen. Erst dadurch, daß man neben der Halteleine auch noch eine solche am unteren Ende des Drachens anbrachte und damit eine Gradstellung beim Anziehen ausführte, ist dieser Mißstand als überwunden zu betrachten.

Eine weitere Rolle in dieser Frage spielen die Rettungsboote. Es ist fast selbstverständlich, daß einer Brandung, welche ein großes Schiff auf den Strand zu werfen imstande war, ein verhältnismäßig nur kleines Rettungsboot nicht gewachsen ist. Man hat das Kentern durch seitliche Anbringung von Luftkammern, durch aus-spreizbare Flügel, welche sich auf die Wasseroberfläche legen, durch tiefgehende Mittelschwerter und anderes zu verhüten versucht. Größer an Zahl sind schließlich die Mittel, welche sich mit der einzelnen Person beschäftigen. Allgemein bekannt, wenigstens dem Namen nach, sind die Rettungsringe, auch Schwimmgürtel genannt. Indessen gibt es eine große Zahl verschiedener Ringe, z. B. solche mit Füllung aus Kork oder sonstigem schwimmfähigem Material, dann solche, welche durch Einblasen von Luft schwimmfähig zu machen sind, solche, welche durch Auspreizen sich selbsttätig mit Luft füllen, solche, welche bei Berührung mit Wasser Gas entwickeln und sich füllen, schließlich solche, welche mit einer Lichtquelle versehen sind. Verbollkommenet werden diese Gürtel noch durch Schutzmasken für den Mund, welche derartig eingerichtet sind, daß in den nach außen durch Drahtgitter abgeschlossenen Luft-zuführungs-röhrchen je eine leichte Kugel angeordnet ist, welche beim Eindringen von Wasser in die Röhrchen sich dicht gegen einen als Ventilsitz ausgebildeten Dedel legt und so das Eindringen von Wasser in die Maske selbst verhindert. Als weitere Ausbildung folgen dann die kompletten Rettungsanzüge, von denen sogar einer bekannt geworden ist, bei welchem die Zäde vorn und hinten mit Bändern zur Befestigung von Behältern zur Aufnahme von Lebensmitteln, Werkzügen oder Alarminstrumenten versehen ist. Einen Stich ins Komische haben endlich eine ganze Reihe von Vorschlägen, welche alle möglichen Ausstattungsgegenstände des Schiffes zu Rettungsapparaten ausbilden, wie Reisekoffer, Matratzen, Deck-sitze, Klappstühle, Hängematten mit aufblähbaren Schlauchen usw. usw. Alle diese Gegenstände mögen sehr schön funktionieren, wenn es sich um eine Galaborstellung im Zirkus handelt, im Ernst-falle wird kaum ein Passagier etwas damit anzufangen wissen, ganz abgesehen davon, daß in den meisten Fällen zur Herrichtung derselben gar keine Zeit übrig sein wird. —

Theater.

Neues Schauspielhaus: Mainz - Gastspiel. Torquato Tasso. Schauspiel von Goethe. Der laute Weisfall, der sich am Schluß zu nicht endwollenden Ovationen steigerte, schien mir verständlich als Sympathieundgebung für Mainz gesamte, künstlerische Persönlichkeit, als Dank für alles das, was er geschaffen. Sein neuer Tasso war, nach meinem Empfinden wenigstens, nicht geeignet Begeisterung zu erwecken.

Diese Dichtung, die durch den Wohlstand und die stille bildnerische Kraft der Sprache, durch ein Gewebe feinsten seelischer Beziehungen, den Schönheitsglanz, den sie um eine fremde Welt verbreitet, so tief der Phantasie des einsamen Betrachters sich einprägt, hat die Bühne nie erobern können. In ihrem Stil ist sie unter allen Goetheschen Dramen am nächsten noch der Iphigenie verwandt, von welcher Schiller sagte, daß in ihr „dasjenige, was man eigentlich Handlung nennt, hinter den Kulissen vorgehe, und das Sittliche, was im Herzen vorgeht, die Bestimmung zur Handlung gemacht und gleichsam vor Augen gebracht sei“. So ist auch in dem Tasso die äußere Bewegung auf ein Mindestmaß beschränkt und alles ins Innere verlegt. Aber

Dieses Innere steht hier, anders wie in der Hygiene, weder in enger Beziehung zu einem allgemeinen menschlichen Lebensprobleme, noch löst sich hier der Widerstreit in einer überzeugenden und großen Wendung auf, Tassos überreizte Empfindlichkeit, sein argwöhnischer Gang, der umschlägt in Verfolgungswahn, aus einem Nichts sich ein Verhängnis schafft, sind alzu fremdartig und pathologisch selbstam, als daß sie von der Bühne herab im rasch vorübergleitenden Spiele eine intensive Spannung, ein tragisches Mitleiden in den Zuschauern erwecken könnten. Und noch seltsamer berührt es, daß dem Geschickerten Antonios, des klugen, kühlen Höflings, Freundschaft Zuzucht und Hoffnung der Genesung bieten soll.

Ein Künstler, der sich an diese Rolle wagt, müßte in der Verkörperung der Figur vor allem das Poetische zum Ausdruck bringen, jenen fortwährenden Zauber der Eilbildungskraft, der Tasso des Lorbeerkränzes, mit welchem die Prinzessin sein Haupt schmückt, würdig macht, ihn weit emporhebt aus der Schaar der Menschen. Nur wenn im ganzen Wesen dieses Auserwähltesten, dies weltabgewandte genialisch-visionäre Schauen sich ausdrückt, wenn der Darsteller uns fühlen läßt, wie mit unsichtbaren Fäden das Disharmonische, das Abstoßende und Sprunghafte in Tassos Natur mit jener Größe geheimnisvoll verknüpft, daran gebunden ist, vermag er die Gestalt im Geiste der Dichtung zu formen, kann er hoffen, die hemmenden Momente nach Möglichkeit zu überwinden. Um den stanzigen Tasso lag nichts vor solchem mysteriösem Dämmersein. Kein Zug in Stimme, Antlitz, Haltung und Gebärde erinnerte daran, daß dieser Jüngling fern ab von den anderen im bunten Reich der Träume sein wahres Eigenleben führt. Kein Ausblick in verborgene Seelentiefen tat sich auf. Man sah nicht Tasso immer nur den Schauspieler, der in der Rolle die ihm gewohnten Künste spielen ließ. Was so herauskam, das war in der ersten Hälfte des Stückes irgend ein jugendlicher Liebhaber mit ritterlichen Mäuren und völlig uninteressanter Physiognomie. Die Rede, die sich auch sonst in der Betonung nicht frei hielt von Manier, verfiel öfters ganz unmotiviert in ein atemlos hastiges Daherausjagen, dem man kaum mit aller Anspannung zu folgen vermochte. Im vierten Akte hob sich das Spiel, in der Darstellung der wachsenden seelischen Verfinsternung, des auflodernden Verfolgungswahns war manches virtuos, doch ging davon kein starker Nachhall aus. Im Schlusssatz klang der Ausbruch des Schmerzes, als Tasso den Wagen mit der Prinzessin in der Ferne verschwinden sieht, warm und echt. Das übrige verwehte. Klein war ein würdiger Antonio. Den stärksten Eindruck machte Helene Fehdmers edel resignierte Leonore von Este.

m. Münchener Theater. Das Münchener Schauspielhaus, die fleißigste Bühne Münchens, brachte als letzte Aufführung ein Stück: Krieg, Dialoge in drei Abteilungen von dem jungen österreichischen Dichter Robert Reinert heraus. Ein Lebensstück gegen die Greuel des Krieges, eine dramatische Propaganda für die Friedenssidee, wer sollte da nicht hoch aufhorchen! Leider aber stand dem guten Willen eine zu geringe dichterische Kraft gegenüber, und so geschah, was geschehen mußte: „Krieg“ wurde literarisch gründlich abgelehnt, nur die Tendenz wurde applaudiert. Reinert läßt zwei von den drei Szenen auf dem Schlachtfelde spielen. Ein Haufen Schwerverwundeter philosophiert zu Füßen einer Kanone in langatmiger Breite, die nur durch das Stöhnen und Jammern der Verwundeten unterbrochen wird, über Krieg, Glauben, Ideale, Phantasie und Heimat. Freund und Feind sind einig in ihren letzten Gefühlen und „Vergiß uns, daß wir tötetet!“ Klingt es zuletzt von den Lippen der Sterbenden. Das ist weder naturalistisch, noch dichterisch, sondern nur melodramatisch empfunden. Dazu kommt, daß der Autor aus Furcht vor der Zensur es vermieden hat, die Sache der Humanität gegen völkermordende Kabinetts-politik mit aller Entschiedenheit zu führen. Weniger verstimmend wirkte die mittlere Szene, die im Rahmen eines bürgerlichen Nährstüdes die Wirkung der Siegesnachrichten in der Heimat satirisch beleuchtet. Reinert ist ein Talent, aber vorläufig noch ein zügelloses.

Literarisches.

Henry Wadsworth Longfellow, dem amerikanischen Dichter und Schriftsteller, wird am 27. Februar in vielen Städten der Vereinigten Staaten eine Erinnerungsfeier geweiht. Die Amerikaner feiern den 100. Geburtstag ihres Longfellow, auf den sie nicht wenig stolz sind. Seine Gedichte, Erzählungen und Romane sind auch in Deutschland bekannt geworden durch die Uebersetzungen, die uns Ferdinand Freiligrath und Adolf Wöttger geschenkt haben. Viel gelesen wurde sein „Sang des Hiawatha“, Epos eines Indianerhaupteingangs, das 1857 von Freiligrath übersetzt wurde. Dieses Epos hatte den größten Erfolg unter Longfellow's Werken. Longfellow kam auf seinen Reisen auch nach Deutschland; er kannte und schätzte deutsche Poesie und gewann manche Anregung daraus. Am 27. Februar 1807 in Portland im Staate Maine geboren, starb er am 24. März 1882 in Cambridge in Massachusetts, wo er schon 1835 Professor der neueren Sprachen und schönen Literatur war, von der Harvard-Universität berufen. Harvard, die bedeutendste Hochschule in den Vereinigten Staaten, hat Vorbereitungen zu einer glänzenden Feier am 27. Februar getroffen. Auch eine Longfellow-Medaille wird geprägt werden.

Hygienisches.

Trübe Bitterung und öffentliche Gesundheit. Die Trübung der Atmosphäre übt auf die Gesundheit der Menschen einen nachteiligen Einfluß aus. Denn, wie das Licht das Leben fördert, so hemmt die Dunkelheit die Lebensprozesse, trübe Wintertage üben außerdem auf die Stimmung der Gesunden wie der Kranken einen nachteiligen Einfluß aus. Die trübe Atmosphäre ist nun in hervorragendem Maße der Großstadt eigen, nach den Untersuchungen Professor Rubners ist sie aber nicht etwas Unvermeidliches, sondern kann vielmehr, wie sich ergibt, wenn man die Entstehung der trüben Atmosphäre ins Auge faßt, bis zu einem gewissen Grade ausgeschaltet werden. Die Ursache der trüben Atmosphäre ist die Unreinheit der Stadtluft, ihr Staubgehalt, der Staub aus Schornsteinen, Flugasche und Ruß sowie kleinste Tröpfchen öliger Produkte, die durch Kondensation leeriger Produkte entstanden sind. Diese Verunreinigungen sind immer da, auch wenn kein auffälliges Qualmen einzelner Schornsteine vorhanden ist. Rauch und Ruß lassen sich auch bei feiner Verteilung in der Atmosphäre erkennen, sie lassen sich riechen durch ihren Gehalt an brennlichen Stoffen und Säuren, sie erzeugen Katarthe und Schleimabsonderung der Luftröhre, an welcher die Mehrzahl der Stadtbewohner leidet. Glücklicherweise reinigt sich die verunreinigte Luft allmählich von selbst. Die Entstäubung erfolgt einerseits durch die Verlangsamung der Luftbewegung, dann bleibt der Staub an festen Gegenständen hängen. Entstäubend wirken ferner Regen und Nebel, luftreinigend der Ozon und keimzerstörend der Sonnenschein. Nach Untersuchungen Rubners ist festgestellt, daß in Berlin die Verschlechterung der Atmosphäre in langsamem Zunehmen begriffen ist infolge gesetzmäßig fortschreitender Verschmutzung. In anderen Städten, z. B. in denen Italiens, ist die Atmosphäre dagegen rein geblieben infolge der Milde des Klimas und des Ausschusses der großen mit Dampf betriebenen Industrien, aber auch die Art des verbrannten Materials, Holzstohlen und Brennholz, ist dafür von Bedeutung. Koks- und Anthrazitheizung bedeuten eine Verringerung der Rußmenge auf ein Sechstel. Die Verunreinigung der Atmosphäre in trüben Tagen erfolgt aber auch dann durch ihren Wehrgehalt an Kohlenäure, denn es hatte sich ergeben, daß große Rußmengen und große Mengen Kohlenäure in trüben Tagen zusammentreffen. Die Menge des Rußes verändert sich, sobald er in die Atmosphäre kommt, durch Abfinken. Ein Teil fällt rasch zu Boden, namentlich dort, wo Braunkohle und Steinkohle ausschließlich gebrannt wird, sieht man oft große Rußmassen und Kloden zu Boden sinken. Dann gelangt die schädliche Substanz aus Schornsteinhöhe in die Häuser und Straßen und tritt mit dem Menschen in innige Berührung. Durch die Schwerkraft und das Abfinken von Asche und Ruß wird die Zusammensetzung der sich in die Atmosphäre ergehenden Schornsteinluft geändert.

Notizen.

— Am 1. März findet im Bürgeraal des Rathhauses ein von der „Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege“ veranstalteter Eberhard König-Abend statt. Der Dichter wird auf vielfachen Wunsch sein Drama „Stein“ vorlesen. Einlaßkarten sind zum Preise von 30 Pf. im Albrecht Dürer-Haus, Kronenstr. 18 und bei Herrn Krügel, Fürbringerstr. 22, zu haben.

— Im Goethe-Verein singt am Sonntag, den 3. März, nachmittags 4 Uhr, im Saale der Segeffion, Kurfürstendamms Weth Schot Lieder von Schumann, Schubert, Brahms, Richard Strauß, Hugo Wolf u. a. Einleitende Worte: Herwarth Walden. Karten bei Wertheim, Plöthow, Kantstr. 21, sowie Sonntags an der Kasse.

— Der Verein für Volksunterhaltungen veranstaltet am Sonntag, den 3. März, abends 7 Uhr, in der Singakademie ein Konzert, in dem u. a. Kinderfsonie und Abschieds-fsonie von Jos. Haydn zum Vortrag kommen.

Proudhons Hymne an Satan. In einer Würdigung Gioiub Carduccis erinnert der „Temp“ an eine merkwürdige Parallele zur „Hymne an Satan“, die sich in den Werken Proudhons findet. Am Ende des zweiten Bandes der „Justice“ bricht der französische Sozialist in folgende leidenschaftliche Anrufung aus: „Komme, Satan, komme! Du von den Priestern und Königen Verleumdeter, auf daß ich dich umarme und an meine Brust drücke. Schon lange kenne ich dich, und du kennst mich auch. Deine Werke, o Gefegnete meines Herzens, sind nicht immer schön und gut, aber sie allein geben dem Weltall einen Sinn und behüten es davor, zum Biberium zu werden. Was wäre ohne dich die Gerechtigkeit? Ein Instinkt. Die Vernunft? Eine träge Gewohnheit. Der Mensch? Ein Tier. Du allein belebst und befruchtest die Arbeit, du adest den Reichthum, du entschuldigst die Autorität, du besiegelt die Tugend. Hoffe noch, Geächteter!“ — Man sieht, es fehlt eigentlich nur die Versform, um diesen rhetorischen Ausdruck auch äußerlich als dichterischen Hymnus zu qualifizieren. Die geistige Identität der Proudhonschen Prosa mit der Dichtung Carduccis ist unverkennbar. Diese ist nach dem Wert des Franzosen entstanden. Doch ist es sehr unwahrscheinlich, daß Carducci es je in die Hand genommen hat, da Proudhon wegen seiner Gegnerschaft gegen die Einigung Italiens bei deren Vorkämpfern sehr unbeliebt war.